

Unter wortreichen gegenseitigen Dankesbeteuerungen verabschiedeten wir uns, und ich hielt diese Episode damit für erledigt.

Es kam aber anders. —

Einige Minuten später, als ich, die Gasse hinabschlendernd, am Brunnen stehen blieb, wo Kinder sich tummelten und badeten — Jussuf war inzwischen mit dem Apparat vorausgegangen —, stand das Weib, das ich eben geknipst hatte, plötzlich neben mir. Sie flüsterte mir einige Worte zu, die ich nicht verstand.

Um etwas zu sagen, fragte ich sie nach ihrem Namen.

Scheu sich nach allen Seiten umsehend, flüsterte sie: „Helgajah“, ergriff meine Hand, drückte mir etwas Rundes hinein und eilte fort, den Zeigefinger ihrer Rechten auf die Lippen legend.

Kopfschüttelnd betrachtete ich das Ding, das sie mir gegeben hatte. — Es war ein kleiner, leuchtend roter Paradiesapfel. — War sie mir extra gefolgt, um mir dieses Geschenk zu machen? — Die Sache blieb mir rätselhaft, und ich beschloß, Jussuf zu fragen. Damit steckte ich die Gabe ein.

Erst als die Oase weit hinter uns lag und wir unser Nachtlager bereiteten, dachte ich wieder an das seltsame Geschenk und erzählte meinem Führer davon.

Sichtlich betroffen rief Jussuf aus:

„Oh, daß ich nicht bei dir blieb! Allah sei Dank, daß wir fort sind von dem Ort. Die Frau hat sich mit dieser Frucht dir geschenkt, und du hast das Geschenk angenommen. — Wenn eine Imoschah einem Manne einen solchen Liebesapfel anbietet, drückt sie damit ihren Wunsch aus, dieses Mannes Frau zu sein, und wenn der Mann die Frucht annimmt, so erklärt er diese höchste Gunst, die eine Berberin zu verschenken hat, für sich als beglückend, — und der Liebesbund ist geschlossen. Jetzt verstehe ich alles. — Diese stolze Frau hat sich durch die Preisgabe ihres Gesichts einem Fremden gegenüber durch ihren bisherigen Herrn tief verletzt gefühlt. Weil du, Herr, aber ihr Bild in dem schwarzen Kasten mitnahmst und du so eifrig um sie bemüht warst, hat sie sich von dem andern abgewandt und nun dir ihre Liebe und sich selbst geschenkt.“

Diese Erklärung kam mir doch unerwartet und beunruhigte mich etwas. Vergeblich versuchte ich einzuschlafen. Immer wieder mußte ich an die freigebige Helgajah denken.

Wie lockend hatten doch zuletzt ihre Augen geblitzt! —

Der Mond schien hell. Wie versilbert sah die ganze Umgegend aus. Auch die Kamelbuckel und schlafenden Treiber schienen versilbert.

Endlich war ich eingeschlummert. Doch im Traum spannen sich meine Gedanken weiter. Die Frau hatte aus Rache, daß ich sie verlassen hatte, ihren Stamm aufgehetzt. Dieser griff uns — an ihrer Spitze die wilde Helgajah — an. Schon ritt sie drohend auf mich zu und wies mit der Hand auf mich.

Da erwachte ich und — ich traute meinen Augen nicht.

Einige Schritte vor mir hielt — geisterhaft leuchtend — ein riesiges weißes Kamel, auf dem Rücken ein weiß vermummter Reiter, unbeweglich — — — und so überwältigend schreckhaft wirkte der Anblick, daß ich einen lauten Schrei ausstieß, der das schlafende Lager alarmierte.

Jussuf war der erste auf den Beinen.

Kaum hatte er den fremden Reiter gesehen, als er auch schon das Kommando zum Satteln gab.

„Herr — es ist das Weib. Wir müssen fliehen!“ schrie er.

„Was für ein Weib?“ fragte ich verständnislos.

„Nun, de i n Weib, Effendim, Helgajah! Wir müssen reiten; denn man wird uns verfolgen!“

Dann ein kurzer, heftiger Wortwechsel mit dem unerwünschten Gast, der sich in der Tat als die Tibbu-Reschade entpuppte, die nicht mehr zurück wollte.

So ritten wir denn die ganze Nacht — mit nur kurzen Rasten auch den ganzen nächsten und übernächsten Tag.

Sie immer mit uns.

Ich hatte mich während der ganzen Hetzjagd nicht um meinen unwillkommenen Gast gekümmert. Nur hin und wieder streifte sie verstohlen mein Blick. Ihretwegen flohen wir. Jussuf, der von Zeit zu Zeit mit